Bauwelt 17–18.09

THEMA

Simplicité

Französische Architekten denken grün und entdecken die Improvisation ▸ **Seite 18**

BETRIFFT

Neues aus Küsnacht. Ein Berliner baut für Wassili Anisimow ▸ **Seite 8**

WETTBEWERBE

Noch mehr Büros für Brüssel. Das Europaviertel an der Rue de la Loi wächst in die Höhe ▸ **Seite 12**

www.bauwelt.de
8. Mai 2009, 100. Jahrgang

Architektur, so äußerte sich kürzlich ein Pariser Kritiker, brauche weniger Form und mehr Struktur. Vier Bauten zeigen den speziell französischen Umgang mit grüner Technologie, improvisierenden Bauweisen und einer frontalen Öffnung zur Stadt.

Architekturschule als 1:1 Modell

Den modernen Unicampus im Norden von Nantes gibt es nach wie vor. Allein die Architekturfakultät wurde hereingeholt ins Zentrum des großen Stadterneuerungsprojekts auf der Île de Nantes. Kann der experimentelle Bau von **Lacaton Vassal** Katalysator sein für neue städtische Funktionen?

Kritik **Kaye Geipel** Fotos **Philippe Ruault**

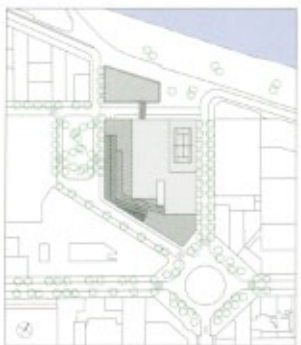
Der Kopfbau mit den Direktoriumsräumen und den Ateliers für die Forscher steht am Nordufer der Île vis-à-vis der Altstadt. Die große Rampe windet sich von der Seite des Erdgeschosseingangs bis hinauf zum Dach.

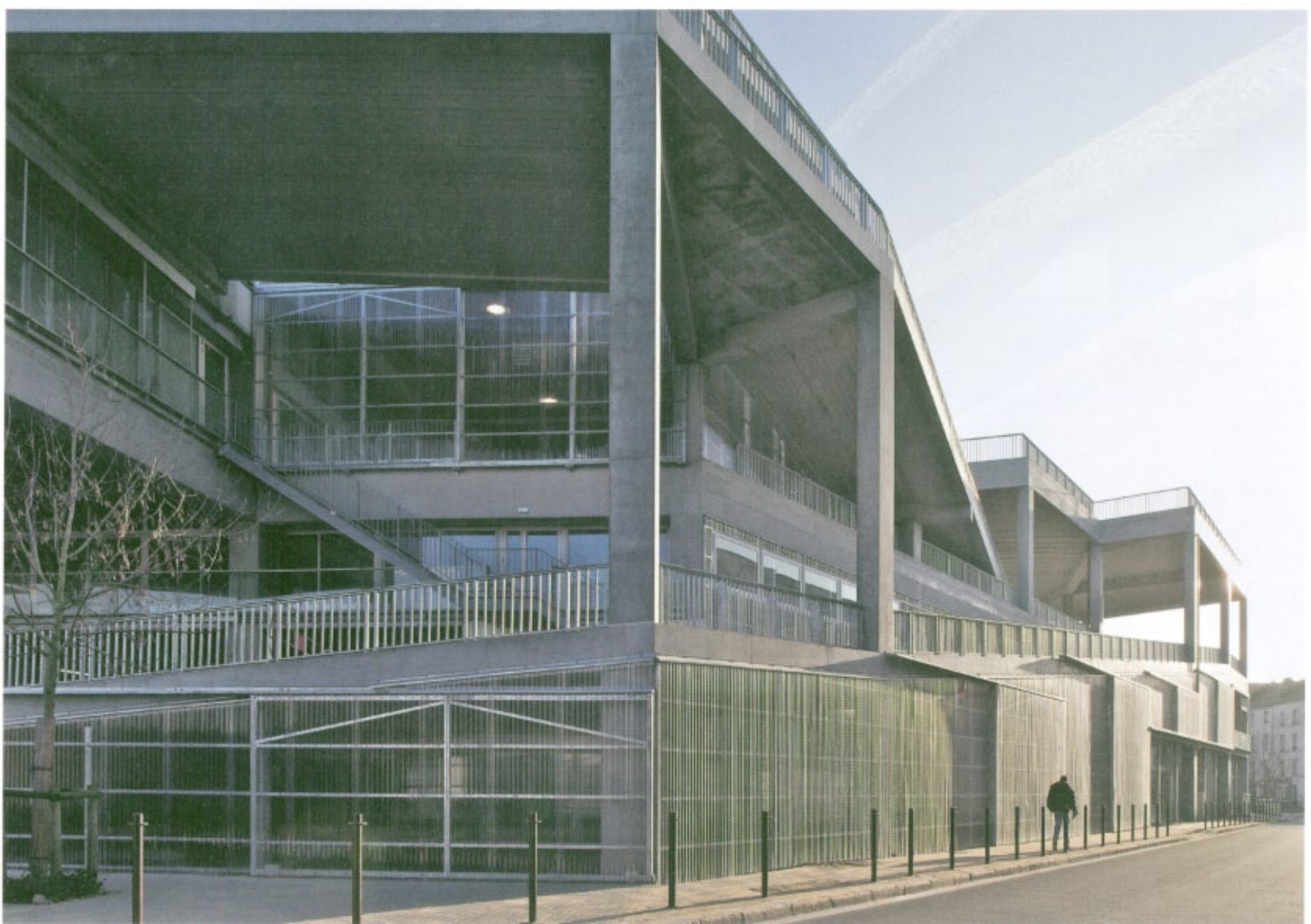
Lageplan im Maßstab 1:5000

Die französische Architektur ist im Umbruch. Ihr Fokus führt weg vom Zentrum. Die Grands Projets sind schon unter Jacques Chirac bescheidener ausgefallen. Das schmalbrüstige Musée du Quai Branly für außereuropäische Kunst von Jean Nouvel liegt in einem Garten verborgen und hat kaum noch etwas gemein mit der potenten Architektur der Kulturbauten zu Zeiten Mitterrands. Chiracs hyperaktiver Nachfolger Nicolas Sarkozy hat sich bisher für die Architektur der Hauptstadt kaum interessiert – er beschäftigt sich beim eben abgeschlossenen internationalen Grand-Paris-Gutachten mit Perspektiven des Ballungsraums rund um Paris.

Die abnehmende Aufmerksamkeit für Paris kontrastiert mit einer erstaunlichen Aktivität anderer französischer Städte wie Toulouse, Le Havre, Lyon und Saint-Etienne. Sie haben seit Jahren eine Reihe von ambitionierten städtebaulichen Aufwertungen auf den Weg gebracht. Auch inhaltlich ist ein Umdenken zu beobachten. Die französische Form der „projets urbains", die als klassisches Top-down-Verfahren auf städtebauliche Masterpläne gesetzt haben, ist ein Stück offener und diskursiver geworden. Auch die Wiederaneignung der bisherigen Hafeninsel in der bretonischen Stadt Nantes, konzipiert von Alexandre Chemetoff, steht im Zeichen eines veränderten Umgangs mit Städtebau. Chemetoffs Konzept für die Île de Nantes (Seite 26) würfelt im Sinne einer heterogenen Mischung die neuen Strukturen in scheinbar zufälliger Weise neben die existierenden. Auch die jetzt am Nordrand der Insel fertiggestellte Architektur-Hochschule von Anne Lacaton und Jean-Pierre Vassal ist mit ihrer antiästhetischen Sperrigkeit ein Sonderfall, der für urbane Belebung sorgen soll.

In Deutschland sind die beiden Pariser Architekten seit ihrem Pavillon-Projekt für die Documenta 12 bekannt (Heft 22.2007). Kurz vor der Fertigstellung kam es zu einem Streit mit dem Documenta-Macher Roger Buergel und zum Ausstieg der Architekten aus der Entwurfsverantwortung. Die als eine Art Ready-made konzipierte Gewächshausarchitektur des Pavillons kollidierte mit den Sicherungsanforderungen der teuren Sammlerkunst. Ihrem Diskurs nach präsentierte sich die Documenta als offen, veränderbar, im ständigen Austausch mit der Stadt. Die ökonomische Realität und die damit verbundenen Interessen verlangten aber im Gegenteil nach genau abgegrenzten, den Sammlern und Galerien zuschreibbaren Raumformationen, kurz: nach Abschottung. Man hat den bei-





den Architekten Naivität vorgeworfen. Der Fall Documenta-Pavillon hat immerhin gezeigt, dass es inzwischen schick und allgemein akzeptiert ist, offene Modelle zu entwickeln, solange sich diese in einem ästhetischen Rahmen bewegen. Dort aber, wo die Planer die architektonischen Strukturen als eine Art Türöffner für veränderte Rezeption verwenden, sind solche Neuerungen bei einem Massenevent nicht gewünscht.

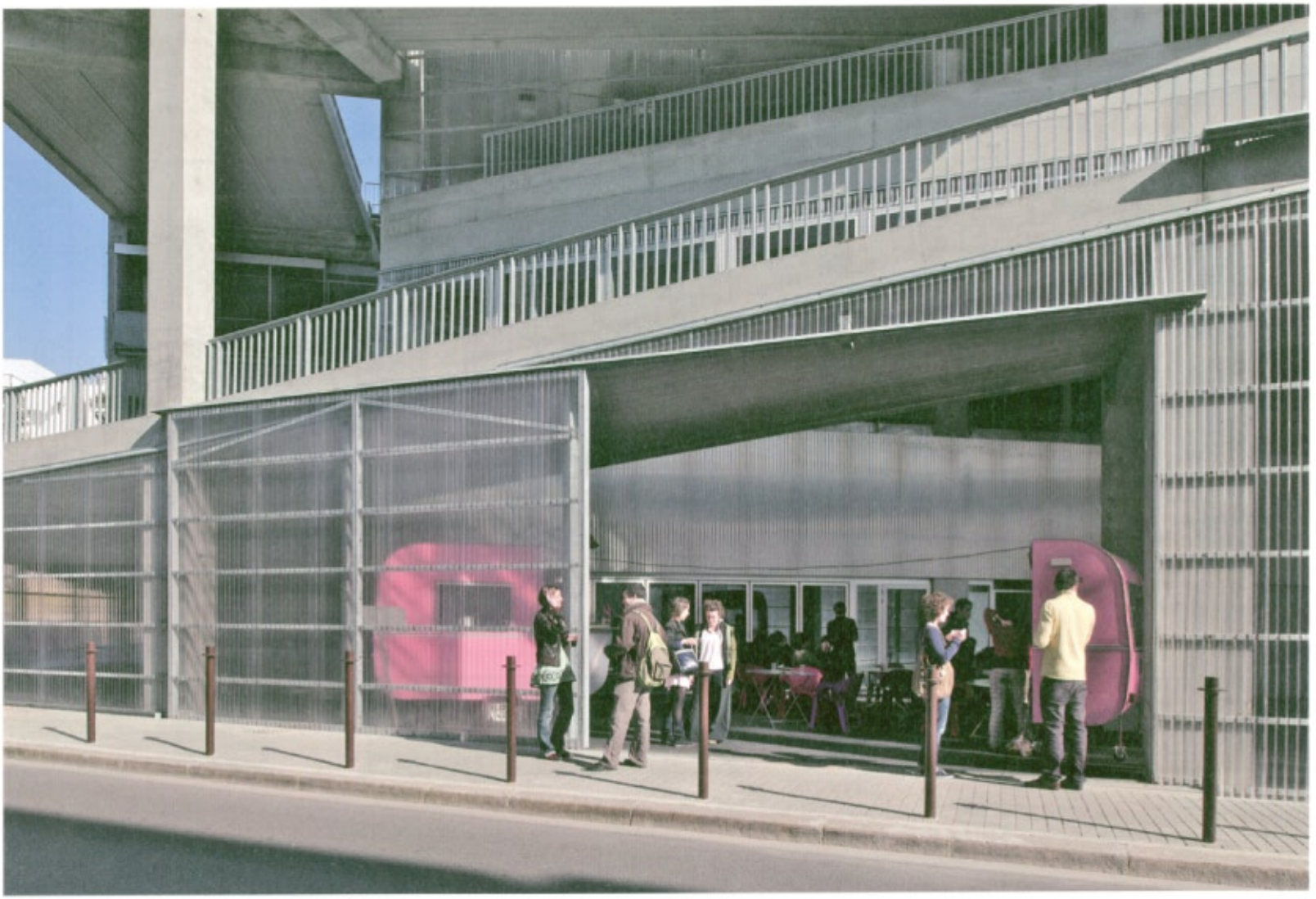
Schlüsselbau für die Krise?

In Heft 27.2007 haben wir Bauten und Entwürfe der beiden Architekten vorgestellt. Die Architekturschule in Nantes – mit deren Rohbau man damals gerade begonnen hatte – wurde noch als Projekt gezeigt. Jetzt ist die Schule fertig. Seit März findet in dem Neubau am Ufer der Loire der Unterricht statt. Die „École Nationale Supérieure d'Architecture de Nantes", wie sie mit vollem Namen heißt, ist das experimentierwilligste Bauvorhaben, das die französische Architektur zurzeit anzubieten hat. Angesichts der aktuellen Finanzkrise kann man die Schule als Schlüsselbau verstehen, so überaus sparsam und mager ist sie in der Ausführung, so sehr vertraut sie auf die weitere Initiative der Nutzer, und so übergangslos stellt sie die Chancen bei einer Umwertung der bisherigen Programme in den Vordergrund.

Von seiner Konstruktion her besteht der Bau aus einer Assemblage von Elementen der Großindustrie: Es gibt drei riesige, aufeinandergestapelte Plattformen aus Stahlbeton, die fast über das gesamte Grundstück reichen. Es gibt zwischen die hohen Räumen eingeklickte, zweigeschossige Einfach-Einbauten für Büro- und Ateliernutzung. Es gibt frei bleibende „Empty Spaces" vor diesen Büros, die die ganze Höhe von bis zu neun Metern ausnutzen. Und es gibt eine Rampe, die sich aufs Dach windet und das Prinzip Öffnung vom Straßenraum bis zum Dach erweitert.

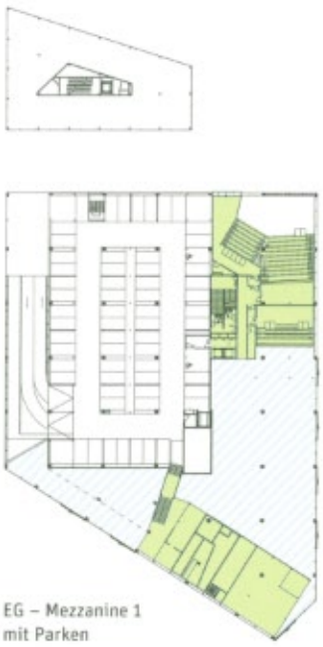
Weder die Studenten noch die Professoren hatten viel Zeit, sich den Bau „anzueignen", erklärt mir der Direktor Philippe Bataille beim Rundgang gleich zur Begrüßung. Eine besondere Schule wie diese verlange eine lange Testphase. Noch nicht einmal die offizielle Einweihung durch die Politik habe

► Fortsetzung auf Seite 28

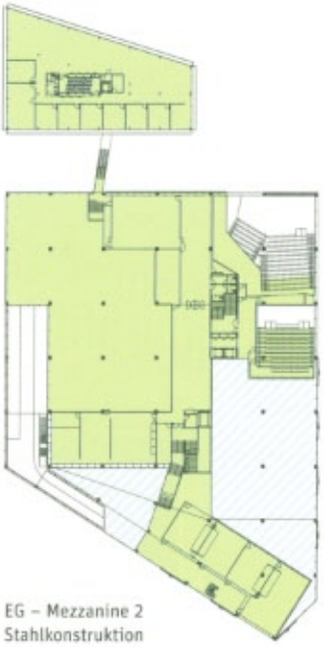


Links: Zunächst bedient die Rampe eine Parkgarage im 1. Zwischengeschoss. Die Arbeitsräume über der Garage – wie in den anderen Ebene eine leichte, auf den Industriebau aufgestellte Konstruktion – wurden noch während der Planungsphase eingefügt. Kleine Bilder von links nach rechts: Eingangszone mit Asphaltboden, daneben das provisorische Café mit den weit zur Seite fahrbaren Türen.

EG mit Café,
Hörsaal und Atelier



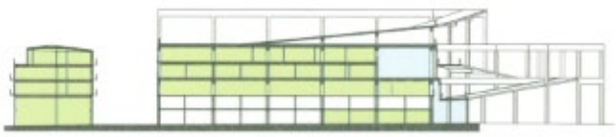
EG – Mezzanine 1
mit Parken



EG – Mezzanine 2
Stahlkonstruktion

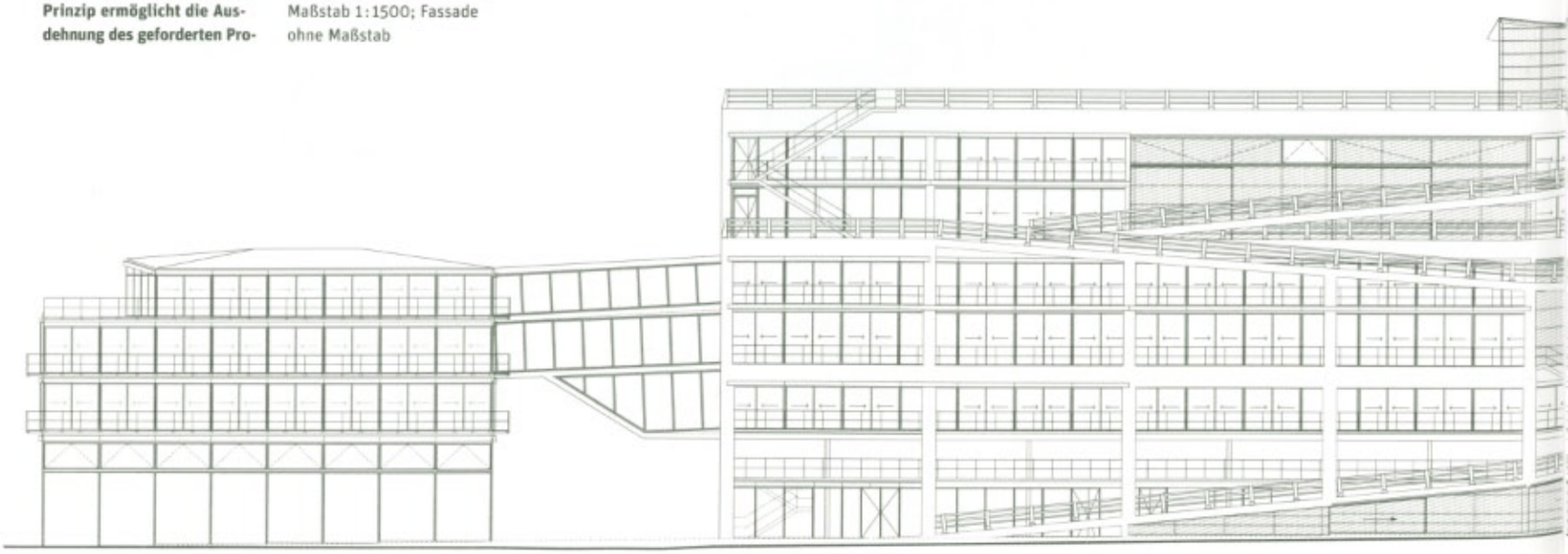
1. OG mit Einbauten

1. OG – Mezzanine
Stahlkonstruktion



Die Fassade zeigt das Ineinandergreifen der beiden Bausysteme: Stahlbetonplateaus in 9,16 und 22 Meter Höhe, auf die die stählernen Einbauten geschoben werden. Dieses Prinzip ermöglicht die Ausdehnung des geforderten Programms „zum selben Preis": Zu den 15.150 m² kommen 4430 m² „Extraspace" und 5300 m² Terrasse.

Grundrisse und Schnitte im Maßstab 1:1500; Fassade ohne Maßstab



2. OG

2. OG – Mezzanine
aus Stahl

3. OG – Terrasse
Stahlbeton

Architekten
Anne Lacaton & Jean-Philippe Vassal, Paris

Mitarbeiter
Frédéric Hérard, Julien Sage-Thomas, Lisa Schmidt-Colinet, Julien Callot, David Pradel

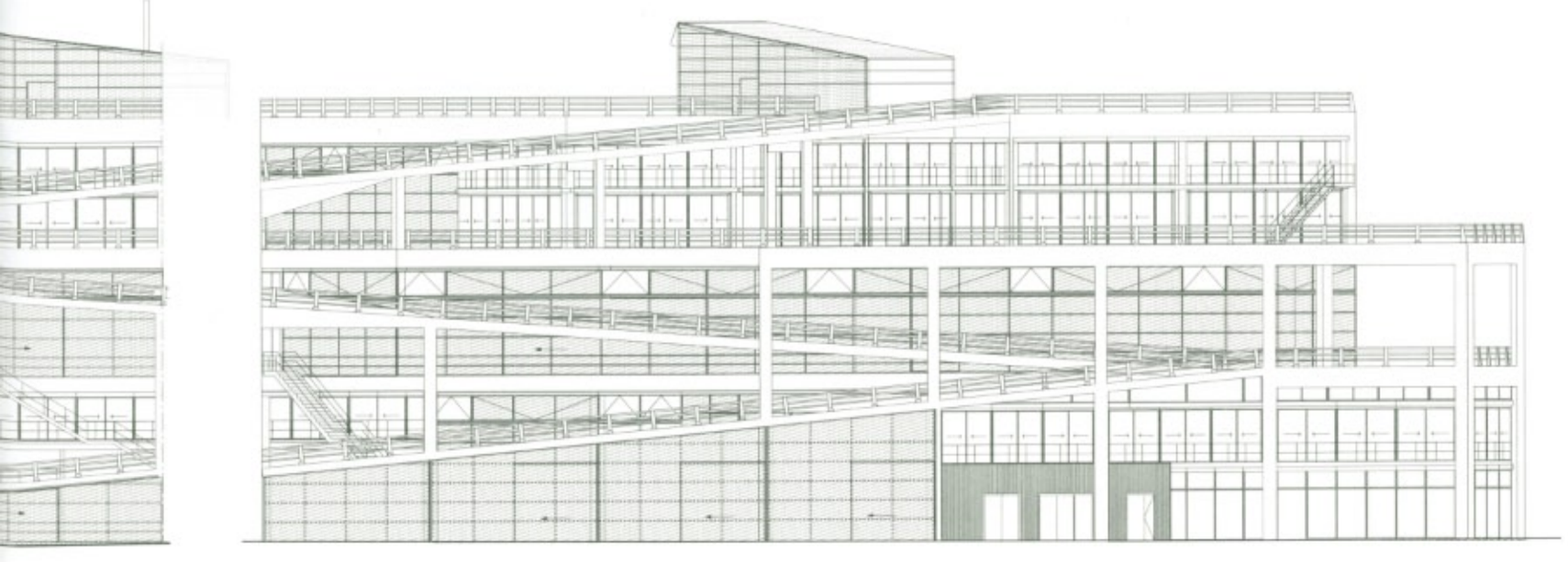
Projektarchitekt
Florian de Pous

Tragwerksplanung
SETEC Bâtiment

Bauherr
Ministère de la Culture, Paris; DRAC des Pays de Loire

Herstellerindex
www.bauwelt.de/hersteller-index

Zusätzlicher „Free Space"
Funktionen
Luftraum
Außenraum

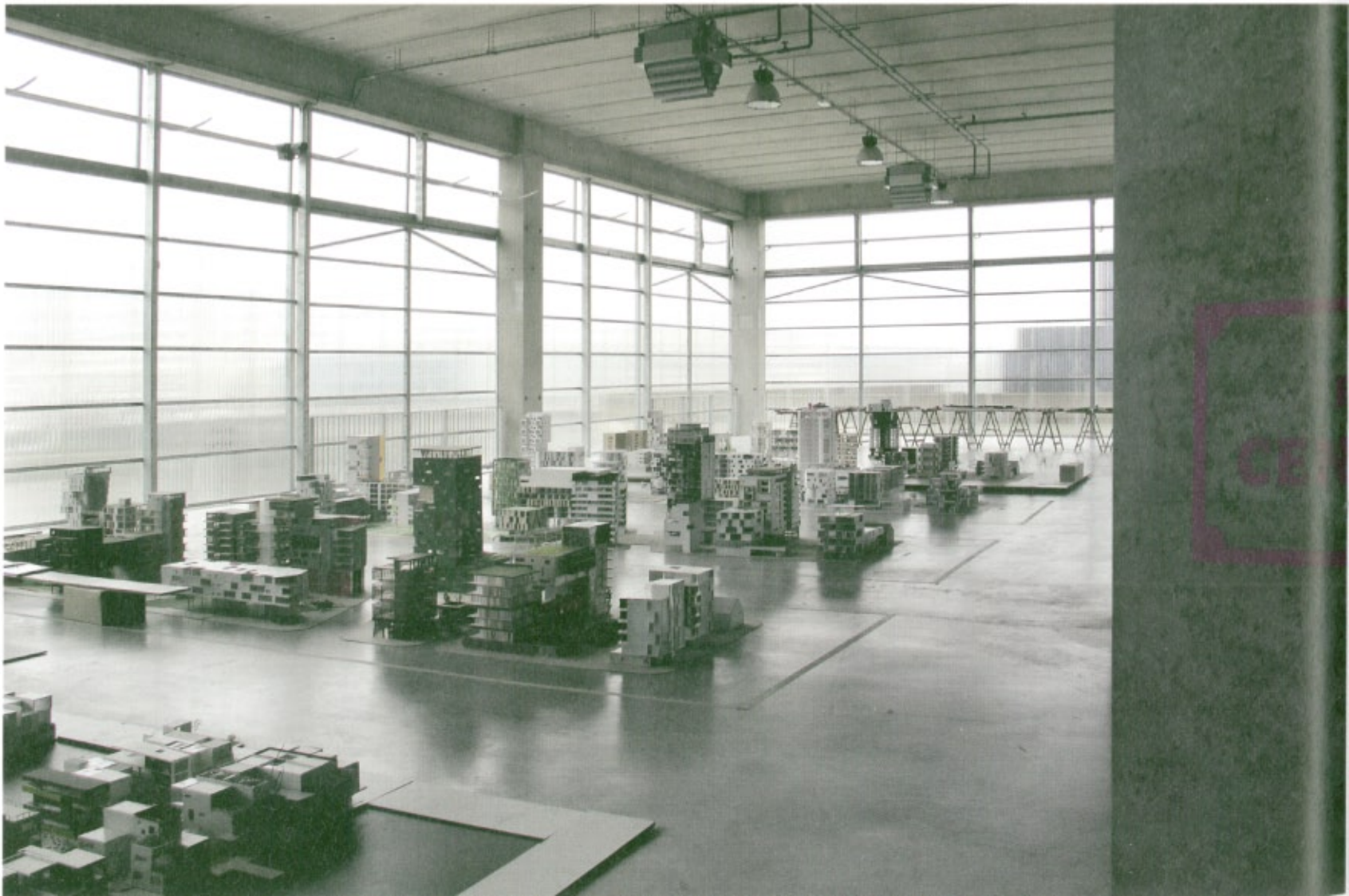


„Kann zu viel Raum den Raum erschlagen?“ *Laurent Devisme*

Wenn die Architektur selbst mit großen Erwartungen an die Nutzung operiert, wie gehen dann die betroffenen Nutzer – Lehrer und Studenten – damit um? Uns hat interessiert, ob sich in solch einem experimentellen Umfeld die Lehre verändert und inwieweit es bereits konkrete Ideen gibt, den halböffentlichen Außenraum – der nicht in der direkten Verantwortung eines Instituts steht – gemeinsam mit anderen zu bespielen. Zwei Professoren und eine Studentin stellten sich den Fragen.

François Andrieux | Das entscheidende Verdienst des Neubaus ist die Rückkehr in die Kernstadt, die Bedeutung als zentraler Baustein des „Île de Nantes-Projektes“. Darin liegt die Abkehr vom Post-68er-Konzept der weit versprengten Hochschulfakultäten, zugleich aber auch von der Idee der Campusuniversität. Der Bau von Lacaton & Vassal inszeniert diese Rückkehr als städtebauliches Projekt, auch indem er je nach der Ausprägung der Fassaden ganz unterschiedliche Blicke auf die urbane Landschaft eröffnet (direkter, gebrochener, verstellter Blick; Öffnung). In diesem Sinne erscheint der gesamte Bau, nicht nur Rampe und Terrasse, als Instrument für das Schauen auf die Stadt.

Die Originalität des räumlichen Entwurfs liegt in den „Espaces tampons“, den Zwischenbereichen. Manche Studios haben damit begonnnen, diese Räume für Zwischenpräsentationen zu nutzen, und zeigen sich und ihre Arbeiten so dem zufälligen Blick. Diese Orte sind als Wegkreuzungen zu sehen. Sie bedeuten die Umsetzung der gestalterischen Absicht von



Die großen Architekturmodelle wurden in der alten Hochschule produziert und zum Einzug in den Neubau transportiert. Sie könnten jetzt noch größer sein.

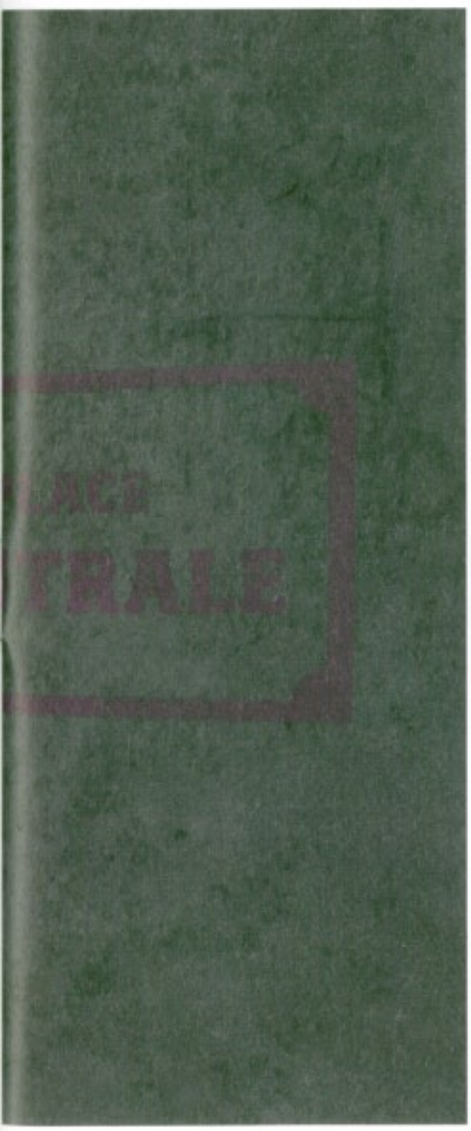
Foto: Kaye Geipel

Entgrenzung. Abkapselung ist im universitären Zusammenhang eine ständige Versuchung und ein Risiko, ein unablässiger Kampf. Die Rampe hingegen ist nicht eigentlich ein Ort, den man sich aneignen könnte. Dagegen könnte die Terrasse mit ihren 5300 Quadratmetern anderen Nutzungen Raum bieten. Ist sie aber ein öffentlicher Raum? Sicherlich nicht, auch wenn man hier nicht selten Besucher den phantastischen Ausblick genießen sieht.

Die Behauptung, die Architektur hätte hier allzu großen Einfluss auf die Lehre, scheint mir weder den Architekten noch dem Ort selbst gerecht zu werden. Die Räume sind in erster Linie geprägt durch ihre Verfügbarkeit, sowohl aufgrund ihrer schieren Größe als auch aufgrund ihrer expliziten „Neutralität". Die Architekten verfolgen hier das Prinzip der „Fabrik" in der inzwischen institutionalisierten Tradition der Pop Factory oder der Arte Povera. Der Charakter der Unterrichtsräume von Unbestimmtheit und Polyvalenz erzeugt die formale Grundgestalt, die dabei ganz essenziell und konkret ist.

Zweifellos gibt es daneben eine andere Form der behäbigen Flexibilität: den großen Betonrahmen des Baus, in dem die geschlossenen Räume und die Metallkonstruktionen eingepasst sind. Anlässlich einer neuen städteplanerischen Auflage wurde eine Parkebene zu einem riesigen Entwurfsatelier. Diese Flexibilität ist eine langfristige, und sie ist mit höheren Kosten verbunden. Es ist unwahrscheinlich, dass die Einbauten jedes Jahr verändert werden. Zu glauben, dass ein neues Gebäude eine neue Form der Lehre nach sich ziehen müsse, wäre ein Rückschritt zu einem funktionalistisches Credo. Ein solches Beziehungsgefüge ist sicherlich komplexer und subtiler. Das Gebäude ist ein phantastisches Werkzeug – es gilt, es anzuwenden und damit zu experimentieren.

François Andrieux | Präsident und Professor der ENSA



Laurent Devisme | Die Architekten favorisierten ein Konzept des Open Space, das eine Offenheit impliziert, die sich aber nicht direkt auf die unterschiedlichen Arbeitsbereiche übertragen lässt. Die Beziehungen zwischen den Forschungsabteilungen im Kopfbau werden durch die räumliche Nähe gefördert. Andrerseits ist deren Abgrenzung vom Hauptgebäude (Lehre) eher kein Beispiel für eine enge Verzahnung von Lehre und Forschung. Die Sozialwissenschaften, wie alle anderen wissenschaftlichen und künstlerischen Fakultäten, kennen den Horror vacui. Zu gegebener Zeit werden sie die „Espaces tampons" der neuen Schule nutzen, die sich als Einladung zum Vorzeigen, Ausstellen, Sichtbarmachen lesen lassen. Der Kontrast zu den Seminarrräumen ist überdeutlich, und man könnte an dieser Stelle eine gewisse Undurchlässigkeit zwischen den beiden Raumtypologien beklagen. So gibt es im Moment keine Möglichkeit festzustellen, ob ein Raum gerade genutzt wird. „Zu groß" ist ein Kommentar, den man häufig hört. Kann zu viel Raum den Raum erschlagen?

Eine der interessantesten Flächen des Baus ist die Dachterrasse. Sie ist ein Belvedere, ein Aussichtspunkt, der Paul Geddes' Konzept des Outlook Tower in Edinburgh für das 21. Jahrhundert neu bearbeitet. Selbst wenn Architekten ihren Entwurf unter das Motto der Nicht-Bestimmtheit stellen, sind sie immer dem Raumprogramm verpflichtet. Zu sagen, alles ist möglich, heißt ja nicht, dass sich die Nutzungen einander ablösen wie Jahreszeiten. Vielleicht gibt es im Lauf der Zeit „programmatische Sedimente", die wie Gesteinsschichten aufeinander aufbauen. Derzeit stellen pragmatische Erwägungen (technische Sicherheit, Bewachung) das Konzept der Flexibilität eher infrage und könnten sich als belastend für das laufende Budget erweisen.

Laurent Devisme | Direktor des Sozialwissenschaftlichen Instituts

Audrey Bouvier | Yona Friedman erklärte, dass es in der Welt sehr viel Architektur ohne Architekten gib. Gebäude ohne Nutzer aber sind Ruinen. Ihm war es immer wichtig, etwas für und mit den Nutzern zu machen – und genau das schlagen Lacaton & Vassal jetzt vor, indem sie uns 4430 Quadratmeter freie Fläche ohne festgelegte Nutzung an die Hand geben.

Konfrontiert mit diesem Diskurs über Flexibilität und Aneignung führen manche Skeptiker das Argument Trägheit an. Menschen würden sich nur mühsam in Bewegung setzen, um ihre Umgebung zu verändern. Manche meinen, dass die Architektur ihren Einfluss überschätzt, wenn sie „flexibel" zu sein versucht. Anfang der Woche haben wir eine Mail vom Hochschulsport bekommen – sie wollen Tennis- und Badmintonplätze hier bei den Architekten einrichten. Die Inbesitznahme sollte spielerisch sein, über die Erfahrung des Raumes ansetzen: Wie, wenn nicht mit einer Rampe, begreift man, was es wirklich bedeutet, jenen „schrägen Raum" Claude Parents und Paul Virilios zu nutzen, zu planen, zu bauen? Vertikalität als die Achse für Aufrisse, das Denken entlang der Horizontalen als die feste Basis – damit ist es jetzt vorbei, hier können wir das Schräge und den gekippten Raum erkunden. Wir sind erst seit ein paar Wochen im neuen Bau, überall kursieren Ideen, aber ich glaube eine Aneignung wird erst im gelebten Alltag stattfinden – wir müssen experimentieren, mit und am Gebäude.

Audrey Bouvier | Studentin ENSA

Die Fragen stellten Kaye Geipel und Sebastian Spix. Aus dem Französischen von Agnes Kloocke

Oben das Luftbild, unten der Leitplan von Alexandre Chemetoff, wie er zuletzt im Oktober 2008 aktualisiert worden ist. Das künftige Bassin des Freizeithafens ist bereits eingetragen; umgesetzt wird es aber erst, wenn die Bahn das Areal – voraussichtlich 2015 – freigegeben hat.

Maßstab 1:20.000
Luftfoto und Plan: Entwicklungsgesellschaft SAMOA

1 Justizpalast von Jean Nouvel (Heft 39.2000)
2 Architekturschule von Lacaton + Vassal
3 Umgebaute Werkshalle mit „Elephantenmaschine"
4 Geplantes Bassin (ab 2015) mit Freizeithafen
5 Ehemaliger Bananen-Hangar (jetzt Ausstellungsraum mit Restaurants und Bars)
6 Wohnbauten von Christian de Portzamparc
7 Wohnbauten von Nicolas Michelin
8 Alsthom-Hallen (ab 2014 Hochschule für Kunst)
9 Ehemalige Gießerei (ab 2012 Wohnbau)
10 Shopping-Center (Umbau durch Patrick Bouchain)
11 Künftiges Uni-Krankenhaus (ab 2014)
12 Neubau des Conseil Regional de Loire-Atlantique (ab 2012)

Die Hochschule liegt auf dem südlichen Ufer und ist – neben Jean Nouvels Justizpalast (Heft 39.2000) – das zurzeit wichtigste öffentliche Neubauvorhaben bei der Umgestaltung der Insel. Das Dach der Schule fungiert als Aussichtsplattform, die via Rampe öffentlich zugänglich ist.

Fotos: Philippe Ruault

Die Verwandlung der Insel und ein großer Plan

Das Stadtentwicklungsgebiet „Île de Nantes" ist eine knapp 5 Kilometer lange Insel, die dem Zentrum von Nantes im Süden vorgelagert ist, umgeben von den beiden Armen „Madelaine" und „Pirmil" der Loire. Die Insel war bis in die späten 80er Jahre industriell genutzter Teil des Hafens. Mit der Verlagerung dieser Funktionen in Richtung der Nachbarstadt Saint Nazaire verlor sie ihre Aufgaben, und die meisten Gebäude fielen brach. Seit den frühen 90er Jahren wird über die Transformation der Insel in einen neuen Stadtteil mit Büros, Wohn-, Freizeit- und öffentlicher Nutzung am Wasser nachgedacht. Die existierende Bebauung ist heterogen: Im Westen liegen die großen Hafenanlagen, in der Mitte gibt es eine Vorstadtbebauung aus dem 17. und 18. Jahrhundert, und im Osten liegt das in den 60er und 70er Jahren erbaute Quartier Beaulieu.

Alexandre Chemetoff gewann 1999 den Wettbewerb für die Neuordnung der Insel. Sein Plan sah eine Reihe von Prinzipien vor, die sich in fünf Punkten zusammenfassen lassen: Erstens soll das städtebauliche und architektonische Erbe der Insel so weit wie möglich erhalten werden, indem man nach neuen „gebündelten" Funktionen für die großen Gebäude sucht. Zweitens will man die vorhandene Industriearchitektur nicht „sakralisieren", sondern als Bausteine betrachten, deren große Kubaturen wie moderne Hüllen verwendet werden können. Drittens wurde festgelegt, dass Neu- und Altbauten übergangslos nebeneinander existieren, und viertens geht es um das Prinzip morphologischer Unterschiedlichkeit. Das Terrain wird als „Kompositstruktur" aufgefasst: Die neuen Bauprinzipien sollen sich gerade aus dem Gegensatz von hohen und niedrigen Strukturen (Türme, Einfamilienhäuser, Fabrikanlagen) entwickeln. Schließlich geht es um ehemalige Barrieren wie etwa Gleisanlagen und die breiten Flächen der Quaianlagen, die den Industriestandort charakterisieren – sie werden als identitätsstiftende Themen des neuen Städtebaus interpretiert.

Um den Stand der jeweiligen Entwicklung deutlich zu machen, entwickelte Chemetoff einen „Plan Guide", einen Leitplan (siehe links), der vierteljährlich aktualisiert wird, der aber auch die künftigen Veränderungen beinhaltet. Die Autorin Frédérique de Gravelaine hat jüngst darauf hingewiesen, dass dieser Plan zum zentralen Bezugsinstrument für die privaten und öffentlichen Akteure geworden ist – wichtig gerade angesichts des langfristigen Zeithorizonts der Planung auf der Insel. Einen Kritikpunkt verschweigt sie allerdings nicht: Zur Kommunikation mit der Bevölkerung, die sich über die Entwicklung informieren möchte, taugt der schwer lesbare Plan nicht. *KG*

Die Raumhöhen in den „Extraspaces" mit 9 Metern und die Belastbarkeit der Plattformen mit 1000 kg/m² zeigen die Prinzipien eines Industriebaus. Die offenen Räume sollen auch von schulfremden Nutzern bespielt werden können.

bisher stattgefunden. Ihm obliegt, so ist herauszuhören, die schwierige Aufgabe, das Haus bis dahin „neu und präsentabel" zu halten. Erst dann geht es wirklich los mit dem Experiment.

Garagenarchitektur und Brutalismus

Wir verlassen den Kopfbau direkt an der Loire, in dem ganz oben auf dem Dach das Direktorium und weiter unten die Forschung untergebracht sind, und betreten das Hauptgebäude. Der grauschwarz gefleckte, grobe Asphaltboden macht gleich an der Tür den Werkstattcharakter der Architektur deutlich. Einzig der Empfangsbereich links und die Café-Restaurant-Zone auf der rechten Seite haben einen Boden aus Blechplatten. „Wir haben lange für den Asphalt gekämpft. Nur mit einem solchen Belag kann man auch mal tiefe Löcher in den Boden bohren und das Ganze dann problemlos wieder ausbessern", sagt Jean-Philippe Vassal.

Die Tragkonstruktion besteht aus gebäudehohen Fertigteilstützen. Mit ihren enormen 75 mal 75 Zentimetern (weiter oben sind sie etwas schlanker) prägen sie die großen Räume. Wegen des Gewichts wurden sie als Hohlkörper auf die Baustelle transportiert und dann erst verfüllt. Der Rohbau besteht fast vollständig aus Fertigteilen, bis auf die beiden Ortbetonkerne für die Erschließung und den Sanitärbereich. Mit diesen Kernen hadert Architekt. Für die Erstellung der Fertigteilkonstruktion hätten vier Leute genügt, für den Ortbeton brauchte es fünfzig. „Unserem Konzept widersprechen diese Kerne, die die Offenheit behindern. Wir hätten sie gern als ausgesteifte Fertigteilkonstruktion ausgeführt. Hier haben sich die Tragwerksplaner durchgesetzt." Zufrieden ist er mit der Flexibilität und der leichten Stahlkonstruktion der Zwischengeschosse der Ateliers, die einfach auf den Betonplateus aufsitzen. Wir gehen hinaus und steigen auf die lastwagenbreite Rampe. Sie windet sich, knickt ab, erreicht im Süden eine Art Belvedere, schlägt einen Haken, hat im nächsten Geschoss kein Dach mehr, macht noch einmal eine Kehrtwendung. Dann ist man auf dem großen Dach und hat einen völlig freien Blick, 360 Grad, auf die Insel, die Altstadt und Rezé-lès-Nantes mit Corbusiers Unité auf der anderen Seite: ein phantastischer Ort. In den Betonboden sind unter Gullydeckeln masive Stahlanker eingelassen – an diesen lässt sich bei Bedarf ein großes Zirkuszelt fixieren.

Diese Rampe ist verwinkelt, sie ist bizarr und in ihrer derben Ausführung alles andere als ein elegantes Stück Architek-

tur. Aber sie hat gegenüber all den offenen Laubengangsystemen und Rue interieurs, die man kennt, einen großen Vorteil: Sie beginnt, für alle Neugierigen offen, direkt neben dem Eingang. Mit dieser „Bodenhaftung" bietet sie einen unmittelbaren Kontakt zur Straße, eine schwellenlose Direktverbindung. Auch wenn die Architektur von Anne Lacaton und Jean-Philippe Vassal ihre Freiräume im Rohen eines Brutalismus findet und dessen Umgang mit dem Material durch noch mehr Grobheit geradezu überbietet, so ist sie doch neu in der Vielfältigkeit und dem Netzwerkcharakter der Erschließung: Überall in diesem Bau kann man direkt heraustreten in eine Struktur, die zwar die Bewältigung von Sicherheitsfragen aufwirft, die aber auch den Anspruch eines „rundum öffentlichen Baus" unmittelbar umsetzt.

Bespielbare Riesenräume

Was diese Architektur hingegen nicht bietet und auch nicht anbieten will: jede Form von vorformulierter Identifizierung mittels kleiner, nutzergerechter Details, jede Form von „ortsstiftender Geborgenheit". In den Ateliergeschossen ist diese kantige Nüchternheit ein Vorteil, sie kann stimulierend sein für die Arbeit. Im Erdgeschoss hingegen, dort, wo die Studenten und die neugierigen Besucher zusammentreffen, ist sie zumindest jetzt, wo das Restaurant noch nicht eingerichtet ist und sich auch noch keine anderen, fachfremden Funktionen eingenistet haben, ein deutliches Manko.

Was diese Schule von allen anderen Beispielen unterscheidet, sind die riesigen frei beispielbaren Zwischenräume in allen Geschossen, die Espaces tampons. (Seite 24). Die Halle auf der Ostseite des Erdgeschosses ist so groß, dass dort im Zwischenraum der Stützen ohne Probleme ein ganzes Einfamilienhaus aufgebaut werden könnte. Die Modellwerkstatt liegt gleich nebenan. Der Raum fordert also geradezu den Bau von Architekturmodellen im Maßstab 1:1. Nicht allen Professoren ist der große Maßstab geheuer. Laurent Devisme beschreibt es mit intellektuellem Understatement: Es gäbe eine Angst vor der Leere. Als wir von der Empore aus den Hörsaal besichtigen, geht Jean-Philippe Vassal nach unten und schiebt die scheunengroßen Tore beiseite, deren Technik aus dem Hangarbau übernommen wurde. Es entsteht fast so etwas wie eine Open-Air Bühne, und die Zuschauer haben die Loire und die Altstadt von Nantes im Hintergrund, die Vortragenden stehen im Freien.

So viel jedenfalls zeigt ein erster Besuch: Die Bescheidenheit eines minimalistischen Ansatzes, die man mit der Bauweise der Architekten verbinden könnte, führt bei der Hochschule von Nantes in die Irre. Denn es geht höchstens am Rande um eine ästhetische Erziehung zum Provisorischen. Es geht um die Aufforderung an die Nutzer, Architekturausbildung als Aktion zu denken. Wollen sich Studenten und Professoren von der Architektur zur Aktion anleiten lassen? Dem Ganzen haftet ein direktiver und auch ein cartesianischer Zug an, viel unmittelbarer verbunden mit der französischen Tradition, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Die Studenten werden in Zukunft größer und stadtbezogener entwerfen können. Sie werden sich aber auch sprichwörtlich wärmer anziehen müssen. Der ganze Bau kann zur Werkstatt eines 1:1 Modells einer neuen Schule werden, deren Nutzer ständig in Kooperationen denken. Falls dies nicht gelingt, bleibt der Bau eine interessante Hülle.